

Im 21. Jahrhundert wird es eine Revolution in der Geschichte der menschlichen Zivilisation geben“, sagte Richard Horton im Juli. Der Chefredakteur von „The Lancet“ kommentierte damit eine Studie zum globalen Bevölkerungswachstum, die Forscher der University of Washington in seinem Fachjournal veröffentlicht hatten. Demnach werden vier afrikanische Länder bis 2100 am stärksten wachsen – und die Demokratische Republik Kongo, Äthiopien, Ägypten und Tansania in die Top Zehn der bevölkerungsreichsten Länder weltweit aufgestiegen sein, wo Nigeria dann nach Indien sogar den zweiten Platz belegt. Afrika, so folgerte Horton, werde zusammen mit der arabischen Welt „unsere Zukunft prägen“. Die Ethnologin Erdmute Alber von der Universität Bayreuth forscht seit fast drei Jahrzehnten in Westafrika, vor allem in Benin; seit sie dort lebt, hat sich dessen Bevölkerung mehr als verdoppelt. Alber hält die Prognosen der US-Forscher daher für „vollkommen plausibel“ – und weiß zudem, wie diese Prozesse die afrikanischen Gesellschaften schon jetzt tiefgreifend verändern.

VON CÉLINE LAUER

WELT AM SONNTAG: Wie denken die Menschen in Afrika über das Thema Familienplanung?

ERDMUTE ALBER: Zunächst einmal sind Kinder nach wie vor ein ganz wichtiger Teil der Altersvorsorge. In einem Staat wie Benin sind keine zehn Prozent der Bevölkerung altersversichert. In Ländern wie Ghana sollen es zwar immerhin 25 Prozent sein, und in einigen Ländern des südlichen Afrika bekommen Alte sogar kleine Pensionen; in Botswana sind dies etwa rund 50 Dollar im Monat, ganz unabhängig von den vormaligen Beschäftigungsverhältnissen. Aber das ist natürlich sehr wenig Geld – und auf den afrikanischen Kontinent hochgerechnet, bezieht nur ein Bruchteil der Bevölkerung eine Alterssicherung.

Das heißt, Senioren sind dort völlig von ihren Kindern abhängig?

Ja, zumindest von anderen sozialen Netzwerken, was de facto meist die Kinder sind. Dementsprechend wichtig ist natürlich der Nachwuchs – einerseits. Andererseits zeigt sich aber auch, dass Kinder teuer sind. Das hängt stark mit der Durchsetzung der Schulpflicht zusammen. Durch die Liberalisierung der Bildung kam es zu einem massiven Aufbau von kostenpflichtigen Privatschulen; aber auch in staatlichen Schulen müssen Zahlungen geleistet werden. Das führt dazu, dass sich Eltern heutzutage viel mehr über die Kostendimension von Kindern Gedanken machen. Daher gibt es in vielen Mittelschichtsfamilien in Afrika das Bedürfnis, es bei weniger Nachwuchs als zuvor zu belassen. Die Überlegung ist meist: Für drei bis vier Kinder können wir gute Schulen bezahlen; sie werden es gut haben – aber mehr Kinder übersteigen unsere Verhältnisse.

Wie viele Kinder werden in Familien aus sozial schwächeren Schichten geboren?

Ich habe lange in einem kleinen Dorf in Nord-Benin geforscht und dabei auch eine Erhebung durchgeführt. Dort hatten Frauen durchschnittlich sieben Kinder geboren, von denen allerdings etwas mehr als zwei gestorben sind. Das schmälert aber nicht die Glaubwürdigkeit der jüngsten Prognosen; mit vier bis fünf überlebenden Kindern wächst die Bevölkerung schließlich immer noch erheblich. Zudem vermutet die Forschung ja schon seit den 1960er-Jahren, dass sich dieses Wachstum verlangsamen wird; nur ist das bisher eben nicht im prognostizierten Maßstab eingetreten. Aber auch ich gehe fest davon aus, dass das passieren wird – allerdings werden bis dahin vielleicht noch 20 Jahre vergehen.

Statistisch zeigt sich: Je höher die Bildung in einem Land, desto geringer die Geburtsrate. Wird die flächendeckende Schulpflicht das Wachstum abbremsen?

Ich schätze schon, dass die Geburtenraten mit den höheren Bildungsstandards etwas sinken werden; denken Sie nur an die Schulkosten. Auf der anderen Seite sehe ich aber auch, dass vergleichsweise reiche Leute sehr viele Kinder haben – weil sie es sich eben leisten können.

Auch bei einer anhaltenden Abwanderung könnte das Bevölkerungswachstum sinken.

Es ist klar, dass dieses massive Bevölkerungswachstum mit den damit verbundenen Verteilungsfragen zu weiteren Migrationen führen wird – solange das Wohlstandsgefälle auf dem afrikanischen Kontinent so ist, wie es ist. Und



Straßenszene in Ouidah, Benin: Viele Mittelschichtsfamilien in Afrika belassen es lieber bei weniger Kindern

„Viele KINDER zu haben wird als Reichtum angesehen“

Die Erdbevölkerung wächst rasant, vor allem in Afrika. Eine Ethnologin erklärt, warum dort große Familien die Norm sind – und wie sich dieses Ideal ändert

Sind Verhütungsmittel denn überhaupt überall verfügbar, gerade auf dem Land?

Die Versorgung ist sehr gut ausgebaut, wobei man den Produkten, die auf lokalen Märkten angeboten werden, nicht immer unbedingt trauen sollte. Aber wer ein sicheres Verhütungsmittel haben möchte, erhält dies in einem Umkreis von drei bis vier Kilometern in aller Regel. Allerdings kann es vorkommen, dass eine Frau zwar verhüten will, aber nicht kann – weil ihre Eltern sie zum Beispiel zu streng überwachen. In vielen Familien gibt es einen gewissen Druck, der Norm Genüge zu tun, verheiratet zu sein und Kinder zu haben.

Aber warum müssen es gleich so viele Geburten sein? Alles nur wegen der Altersvorsorge?

Viele Kinder zu haben wird in weiten Teilen Afrikas auch über die Alterssicherung hinaus als Reichtum angesehen. Frühere ethnologische Forschungen haben dies „wealth in people“ genannt, was sie von einer in Europa verbreiteten Vorstellung von „wealth in property“ oder „wealth in land“ unterschieden. In diesen älteren Arbeiten wurde also postuliert, dass sich Reichtum in europäischen Gesellschaften in Landbesitz oder Produktionsgütern ausdrückt. In den afrikanischen Gesellschaften hingegen, in denen es keinen privaten Landbesitz gab, bestünde Reichtum aus Menschen – „wealth in people“ eben.

Was genau soll das sein?

Wenn ich eine große Familie gründe und sich damit viele Leute in meinem Einflussbereich befinden und vielleicht für mich aufs Feld gehen, dann bin ich reich. Ich bin auch reich, wenn ich einen Sohn in der Stadt habe, der etwas für mich regeln kann, oder eine Tochter, deren Kinder mich unterstützen. Diese Vorstellung bestätigt sich in jüngeren ethnologischen Studien sowie in meinen Forschungen zu Generationenbeziehungen und Verwandtschaftskonstruktionen. Darin wurde unter ande-

rem der Frage nachgegangen, warum in Westafrika so viele Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen.

Man setzt Kinder in die Welt, um sie dann wegzugeben?

Dass der Nachwuchs bei Cousins, Geschwistern oder beim reichen Onkel in der Stadt groß wird, ist in Westafrika weit verbreitet; in vielen Gegenden trifft das auf 30 Prozent aller Kinder zu – nicht nur in ländlichen Regionen. Caroline Bledsoe argumentiert: Wenn solche Praktiken selbstverständlich sind, kann man viele Kinder gebären, weil man nicht für jedes selbst aufkommen muss. Die Kosten des Großziehens von Kindern können sich dann auf viele Schultern verteilen. Das trägt zu der Idee bei, dass eine große Familie gleichbedeutend mit sozialem Kapital ist.

Und diese Vorstellung spielt im Alltag wirklich eine Rolle?

Ich erzähle Ihnen dazu eine Anekdote. Als ich vor einigen Jahren in Afrika war, ist mein Großvater gestorben. Ich wollte meinen Rückflug umbuchen, um pünktlich zur Beerdigung zu kommen; doch die Fluggesellschaft war zunächst sehr unkooperativ und verlangte neben vielen anderen Belegen die Todesanzeige. Mein Großvater hatte sieben Kinder und zig Enkel und Urenkel, die alle aufgeführt waren. Als ich dem Herrn hinter dem Schalter diese Anzeige reichte, sagte er: „Aber meine Dame, das ist ja ein mächtiger Mann gewesen!“ – und ich erhielt umgehend mein Ticket.

Erdmute Alber
Ethnologin



Erdmute Alber, geboren 1963, studierte Ethnologie, Literaturwissenschaft, Spanisch und

Geschichte an den Universitäten Tübingen und Berlin. Ihre ersten Feldaufenthalte führten sie Ende der 1980er-Jahre nach Peru; seit 1991 arbeitet sie in Westafrika, vornehmlich in Benin, aber auch in Togo, Ghana und im ostafrikanischen Kenia, wo sie Forschungen begleitet und betreute. Zu ihren Schwerpunkten zählen Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen mit Blick auf die Verflechtungen von Politik und Verwandtschaft. Seit 2010 hat sie den Lehrstuhl für Sozialanthropologie an der Universität Bayreuth inne.

Beschäftigen sich die Afrikaner denn umgekehrt auch mit europäischen Familienmodellen? Die Fertilitätsrate der 28 EU-Länder liegt derzeit im Schnitt bei 1,56 Kindern pro Frau.

Das ist natürlich ein Thema, das mir auf Schritt und Tritt während meiner Forschungen begegnete: Diese Verwunderung darüber, dass ich selber nur zwei Kinder habe – und dass meine Töchter erst spät über eigene Kinder nachdenken. Dass wir freiwillig weit weg von unseren Eltern leben. Es wird viel über derartige Unterschiede gesprochen; meine Gesprächspartner sind erstaunt über das scheinbar mangelnde Bedürfnis in Europa, viele Kinder zu bekommen, auch wenn man sich dies leisten könnte. Und das verquickt sich dann oft mit stereotypen Geschichten über die Familienfürsorge. Da fallen dann Sätze wie: „Eure Eltern und Großeltern sitzen einsam in den Altersheimen, das haben wir im Fernsehen gesehen!“

Europäer gelten wegen ihrer niedrigen Geburtenraten quasi als Anti-Familienmenschen?

Natürlich werden über solche Zahlen auch Vorstellungen zum gesellschaftlichen Miteinander transportiert. Für viele meiner Gesprächspartner in Benin sind wenige Kinder ein Indiz für mangelnden sozialen Sinn. Dass man auf die Idee kommen könnte, kein Kind zu wollen, können sie sich kaum vorstellen.

Aber es gibt doch sicher auch in afrikanischen Ländern junge Frauen, die andere Pläne für ihr Leben haben – zur Schule gehen, einen Abschluss machen, ein Studium beginnen?

Was ich in Benin beobachtet habe, ist: Von den vergleichsweise wenigen jungen Frauen, die die Schule beenden und tatsächlich auf die Universität gehen, riskiert keine, dauerhaft gegen die soziale Norm von Heirat und Elternschaft zu leben. Dieser Standard ist einfach zu wichtig. Ich kann praktisch nicht Ministerin werden oder ein höheres Amt bekleiden, wenn ich nicht den „anständigen Weg“ gegangen bin und zugleich auch Ehefrau und Mutter bin. Dadurch verschieben sich bei den aufstrebenden, gebildeten Frauen zwar ein bisschen die Geburtszeiten – aber das Gebären an sich büßt nichts an Wichtigkeit ein.

Wie stark ist das Thema Geburtenkontrolle politisch aufgeladen?

In meiner Wahrnehmung sind es vor allem die internationalen Geber, die das Thema massiv pushen. Das Geld für die Werbekampagnen und Plakate stammt größtenteils von globalen Organisationen, ob das nun die Uno, Weltbank, Gates Foundation oder andere Institutio-

nen sind. Darüber hinaus gibt es durchaus auch unter Intellektuellen in Afrika die Sicht, dass Geburtenkontrolle ein Zeichen von Modernität und damit etwas Positives sei. Wenn ich mich mit solchen Gesprächspartnern unterhalte, habe ich aber nicht Eindrücke, dass sie zuvorderst das Bevölkerungswachstum drastisch reduzieren wollen.

Was sind die Beweggründe der internationalen Organisationen?

Ich denke, dass deren Motivation vor allem von den Ängsten vor den allseits beschworenen Gefahren des Bevölkerungswachstum getrieben ist – allen voran die Ängste vor unkontrollierten Migrationsströmen – und von den Problemen der Umwelt und Ressourcenverteilung. Die Kernfrage lautet letztlich: Wie viele Menschen verträgt dieser Planet überhaupt noch? Und das soll nun in den afrikanischen Ländern gerichtet werden.

Ein berechtigter Grund zur Sorge – gerade in Zeiten des Klimawandels.

Sicher stellt sich die Frage nach den Ressourcen und Infrastrukturen in den Ländern des globalen Südens und ganz besonders in Afrika mit neuer Dringlichkeit: Wie lassen sich Megacities mit Wasser und Energie versorgen? Wie können negative Auswirkungen dieser Städte wie Slumbildung und Umweltverschmutzung verhindert werden? Dennoch halte ich den Hinweis auf den kollabierenden Planeten für ein Scheinargument. In Afrika werden durchschnittlich weniger als 1,5 Tonnen CO₂ pro Jahr und Person verbraucht. Wir Europäer liegen beim 4,5-Fachen – aber anstatt unseren Lebensstil zu hinterfragen, verhandeln wir lieber auf dem Rücken der afrikanischen Bevölkerung über die verbleibenden Ressourcen. Im Klartext sagen wir damit: „Leute, ihr sollt euch nicht so vermehren, damit mehr für uns übrigbleibt.“

Muss das afrikanische Bevölkerungswachstum neu gedeutet werden?

Wie das afrikanische Bevölkerungswachstum global wahrgenommen wird, ist eine Frage der Machtverhältnisse. Wenn man sich das einmal bewusst gemacht hat, sieht man, wie sehr die jetzige Darstellung von einer westlichen, interventionistischen Perspektive geprägt ist, die ständig die Welt auf ihre eigenen Modelle festlegen will. Man stelle sich nur mal vor, in Afrika würde man sich permanent darüber beklagen, dass die europäischen Gesellschaften schrumpfen – so nach dem Motto: „Wie schrecklich, der Kontinent stirbt aus! Können die Europäer nicht endlich mehr Kinder kriegen?“ Das würden wir vermutlich als große Anmaßung empfinden.